

"Migration" - Wanderungsbewegungen, Parallelgesellschaften, Milieus, Bildung - und die Perspektiven ihrer Beobachtung. Ein Gespräch mit Wolfgang Kaschuba

Zeitschrift für Pädagogik 64 (2018) 1, S. 31-41



Quellenangabe/ Reference:

Kaschuba, Wolfgang [interviewte Person]: "Migration" - Wanderungsbewegungen, Parallelgesellschaften, Milieus, Bildung - und die Perspektiven ihrer Beobachtung. Ein Gespräch mit Wolfgang Kaschuba - In: Zeitschrift für Pädagogik 64 (2018) 1, S. 31-41 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-218061 - DOI: 10.25656/01:21806

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-218061>

<https://doi.org/10.25656/01:21806>

in Kooperation mit / in cooperation with:

BELTZ JUVENTA

<http://www.juventa.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen. Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

ZEITSCHRIFT FÜR PÄDAGOGIK

Heft 1

Januar/Februar 2018

■ *Thementeil*

**„Bewegung“ – Eigenlogik der Erziehung,
Fortschreiten der Erziehungswissenschaft**

■ *Allgemeiner Teil*

Über drei Arten von Kausalität in Erziehungs- und Bildungsprozessen und ihre Bedeutung für Didaktik, Unterrichtsforschung und empirische Bildungsforschung

Zur intentionalen Struktur des Erziehens. Eine praxeologische Perspektive

Inhaltsverzeichnis

*Thementeil: „Bewegung“ – Eigenlogik der Erziehung,
Fortschreiten der Erziehungswissenschaft*

Heinz-Elmar Tenorth/Roland Reichenbach

„Bewegung“ – Eigenlogik der Erziehung,
Fortschreiten der Erziehungswissenschaft. Zur Einleitung 1

Eigenlogik der Erziehung ...

Sabine Andresen

Gewalt in der der Erziehung als Unrecht thematisieren.
Perspektiven aus der Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs 6

Ulrike Mietzner

Widerspenstige Körper. Nonkonformität und Eigensinn von Bewegungen 15

Wolfgang Kaschuba

„Migration“. Wanderungen, Parallelgesellschaften,
Milieus, Bildung – und die Perspektiven ihrer Beobachtung.
Ein Gespräch mit Wolfgang Kaschuba 31

Michael Geiss

Zeitdiagnostik und die Altlasten der Bildungsexpansion 42

Heinz-Elmar Tenorth

Rückblick auf ein pädagogisiertes Jahrhundert:
Emphase und Ermüchterung, Befreiung und Unterdrückung 51

... Fortschreiten der Erziehungswissenschaft

Sabine Reh

Fachlichkeit, Thematisierungszwang, Interaktionsrituale.
Plädoyer für ein neues Verständnis des Themas von Didaktik
und Unterrichtsforschung 61

Kai S. Cortina/Hans Anand Pant

Ignorierte Differenzen, illegitime Disparitäten – Über Betriebsblindheit
im Disparitätendiskurs der empirischen Bildungsforschung 71

Franziska Felder

Inklusion – oder: Was im Nebel der Ideologie so alles verschwindet 80

Johannes Drerup

Gefährliches Halbwissen. Zur Kritik liberaler Toleranzbegründungen 88

Roland Reichenbach

Tabuisierung und Desinteresse: Die zwei Seiten
der anti-essentialistischen Medaille 99

Allgemeiner Teil

Dietrich Benner

Über drei Arten von Kausalität in Erziehungs- und Bildungsprozessen
und ihre Bedeutung für Didaktik, Unterrichtsforschung
und empirische Bildungsforschung 107

Arnd-Michael Nohl

Zur intentionalen Struktur des Erziehens. Eine praxeologische Perspektive 121

Besprechungen

Diana Auth

Katja Natalie Andersen: Spiel und Erkenntnis in der Grundschule.
Theorie – Empirie – Konzepte 139

Stephan Schlüter

Katharina Schneider: „Wege in das gelobte Land.“
Politische Bildung und Erziehung in Vormärz, Regeneration
und Deutscher Revolution 1848/49 141

Dokumentation

Pädagogische Neuerscheinungen	145
Impressum	U3

Table of Contents

*Topic: 'Movement': The inner logic of education,
the progression of educational science*

Heinz-Elmar Tenorth/Roland Reichenbach

'Movement': The inner logic of education,
the progression of educational science 1

The Inner Logic of Education...

Sabine Andresen

Addressing Violence in Education as Injustice:
Perspectives on the reappraisal of sexual abuse of children 6

Ulrike Mietzner

Resisting Bodies. Non-conformity and obstinacy of movements 15

Wolfgang Kaschuba

Migration – Movement, Parallel Societies, Milieus, Education –
and perspectives of observation: An interview with Wolfgang Kaschuba 31

Michael Geiss

'Zeitdiagnostik' and the Debts of Educational Expansion 42

Heinz-Elmar Tenorth

Looking Back at a Pedagogicalised Century:
Emphasis and disillusionment, liberation and oppression 51

...The Progression of Educational Science

Sabine Reh

Subjects, Forced Discourse, Rituals of Interaction:
A plea for a new understanding of the topic of didactics
and classroom research 61

Kai S. Cortina/Hans Anand Pant

Ignored Differences, Illegitimate Disparities:
The disparity discourse in educational research and its trend
towards routine-blindedness 71

<i>Franziska Felder</i>	
It's Inclusion, Isn't it? What Gets Lost in the Fog of Ideologies	80
<i>Johannes Drerup</i>	
Dangerous Superficial Knowledge: A critique on liberal justifications of tolerance	88
<i>Roland Reichenbach</i>	
Taboo and Ignorance: Two sides of the anti-essentialistic coin	99
Articles	
<i>Dietrich Benner</i>	
On three Forms of Causality in Educational Processes and their Impact on Didactics, Research on Teaching and Learning and Empirical Educational Research	107
<i>Arnd-Michael Nohl</i>	
The Intentional Structure of Education: A praxeological perspective	121
Book Reviews	139
New Books	145
Impressum	U3

Wolfgang Kaschuba

„Migration“ – Wanderungsbewegungen, Parallelgesellschaften, Milieus, Bildung – und die Perspektiven ihrer Beobachtung

Ein Gespräch mit Wolfgang Kaschuba¹

Zusammenfassung: Im Interview wird die aktuell sogenannte „Flüchtlingskrise“ in den historischen Kontext von Migrationsprozessen seit dem späten 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart gestellt, in ihrer Besonderheit diskutiert und zugleich als Teil konstanter und genereller gesellschaftlicher Integrationsprobleme angesichts von Ungleichheit interpretiert. Dabei wird für das Gelingen wie Misslingen von Integration die dominierende Rolle sozialer Milieus betont, die gegenüber den Möglichkeiten des Bildungssystems und pädagogischer Arbeit eher nachrangig bleiben.

Schlagnworte: Migration, Integrationspolitik, Soziale Spaltung, Kosmopolitismus, Lebensstile

T: *Wanderungsbewegungen haben in Mitteleuropa eine lange Tradition. Was unterscheidet die aktuellen Wanderungsbewegungen in und nach Deutschland von denen um 1900, nach 1945 und in den 1960er Jahren?*

K: Zuallererst, bei allen anderen Unterschieden sonst, unterscheidet die Perspektive ihrer Wahrnehmung die sogenannte „Flüchtlingskrise“ von früheren Wanderungsbewegungen. Denn heute bezeichnen wir die Fluchtbewegung selber als Krise, als das Problem, während alle früheren Wanderungsbewegungen als Teil einer Lösung betrachtet wurden. Um 1900 war die Zuwanderung ins Ruhrgebiet aus Polen oder Russland Teil des Industrialisierungsprozesses, des Aufbaues der Schwerindustrie. Die Zuwanderung wurde zwar auch sozial und kulturell thematisiert, aber insgesamt als notwendige Zuwanderung von Arbeitskräften betrachtet. 1945 eine ganz andere Situation: weit größere Zahlen, niemand, der dieses Thema souverän diskutieren konnte, denn das war eine zerstörte Gesellschaft. Sie traf auf 14 Millionen Menschen, von denen viele nur vorübergehend einen deutschen Pass besessen hatten, zwar in der Propaganda als „deutsch“ identifiziert, aber vor Ort nicht als Deutsche aufgenommen und wahrgenom-

1 Wolfgang Kaschuba ist Professor für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin und Direktor des Berliner Instituts für empirische Integrations- und Migrationsforschung (BIM). Das Gespräch mit Wolfgang Kaschuba (K) fand am 4. Juli 2017 in Berlin statt. Die Fragen stellte Heinz-Elmar Tenorth (T). Bettina Eweleit danken wir für die Transkription.

men wurden. Sie wurden als nicht weniger fremd als heute empfunden, auch wenn die Zuwanderer, wie meine Eltern in Schwaben, oft besser Deutsch konnten als die Einheimischen.

T: *Aber man wird doch kaum sagen können, dass „Willkommenskultur“ als Begriff geeignet wäre, das Verhältnis von Einheimischen und Zuwanderern nach 1945 zu beschreiben?*

K: Nein. Völlige Ablehnungskultur. Die Flüchtlinge spiegelten zunächst noch einmal die kollektive Schuld am Nationalsozialismus. Dann ging es um die Teilung der lokalen Ressourcen, z. B. die Zwangseinweisung in die Wohnungen. Das erzeugte unglaublichen Konfliktstoff, auch wegen der Religion. In Bayern z. B. hatten fast 1200 Gemeinden, die vorher rein katholisch gewesen waren, nun quasi den Feind im Haus: die Protestanten. Die Debatten darüber stehen denen über Muslime heute in nichts nach: absolute Ablehnung und Fremdheit. Aber auch diese Migration ist als Teil einer Lösung empfunden worden, denn auch die heimatvertriebenen Flüchtlinge waren Opfer des Krieges. Das wurde ein wesentlicher moralischer Faktor in der Entnazifizierung, in den Stammtischdebatten wie in den politischen Diskursen im Nachkriegsdeutschland: Wir alle sind Opfer des Krieges. Täter gab es dann kaum mehr.

T: *Fremdheit und Nähe also zugleich – aber in welchen Mustern vollzog sich die Integration in die sich neu bildende Gesellschaft?*

K: In einer kleinen Studie hat Helmut Schelsky für NRW die Frage untersucht, wer sich mehr dem Anderen anpasste: die Einheimischen oder die Flüchtlinge. Sein Befund war: die Einheimischen. Denn mit den Flüchtlingen kam mehr Bewegung in die Gesellschaft, neue Lebensstile und auch der Zwang, mit familiärem Zusammenleben unter schwierigen Bedingungen anders umzugehen. Das war ein Befund, den damals niemand wollte, und die Studie ist auch nicht veröffentlicht worden.

T: *Welche Rolle spielen dabei Muster der Bildungsbeteiligung? Die langen Zeitreihen belegen schon für die Mitte der 1950er Jahre einen Anstieg des Besuchs höherer Schulen, also ein anderes Muster der biographischen Planung, als in vielen Kontexten vorher – charakteristisch?*

K: Meine eigene Familie ist dafür ein Beispiel. Meine Eltern waren zwar beide Lehrer, ohne Universitätsstudium, hatten aber ein eigenes Haus und mehr besessen. In den 1960ern stand für sie die Entscheidung an, ob sie Haus und Status restituieren oder in die Bildung der Kinder investieren wollten. Sie haben sich, wie viele andere, für das Zweite entschieden. Alle vier Kinder konnten studieren, obwohl wir nach heutigen Kriterien an der Armutsgrenze gelebt haben. Das war eine ganz klare Entscheidung für die Zukunftsinvestition.

T: ... und keine Selbstverständlichkeit.

K: Nein. Schon weil es drei Mädchen und ein Junge waren.

T: Welche Besonderheit zeigt die dritte Phase, die „Gastarbeiter“-Migration?

K: Das schien eine geplante und planbare Mobilität zu sein: Sie kommen und sie gehen wieder. Deswegen war auch die Aufnahme in der Gesellschaft zunächst relativ unaufgeregt. Es gab die üblichen Ängste, die sich in der Geschichte der Migration immer zeigen, weil dabei stets die jungen Männer die stärkste Gruppe bilden, die jungen Männer als „gefährlichste Spezies der Welt“, so ein früher „Spiegel“-Titel.

T: Die Wohnheime hießen im Ruhrgebiet „Bullenkloster“ und wurden auch so wahrgenommen, als Bedrohung aller braven Mädchen.

K: Also das, was die AfD heute suggeriert: Unsere Frauen und Töchter sind durch die Flüchtlinge bedroht. Es ist aber auch ein Teil der Fahrstuhlerfahrung in der westdeutschen Gesellschaft, denn die „Gastarbeiter“ verkörperten eine neue Form der sozialen Unterschichtung. Alle Einheimischen besaßen per se doch zumindest mehr Perspektiven als diese „Gastarbeiter“. Dennoch war Migration auch hier Problemlösung und nicht nur Problem. Die heutige Flucht hingegen wird eindeutig unter das Hauptmotiv „Flüchtlinge als Problem“ gestellt. Und dieser Perspektiv- und Paradigmenwechsel markiert den großen Unterschied in der gesellschaftlichen Wahrnehmung, deswegen erleben wir eine so harte Polarisierung.

T: Dennoch, angesichts der Größenverhältnisse der drei Bewegungen ist die Angst verblüffend. Die aktuelle ist der Zahl nach die Kleinste, sie wird trotzdem als eminent bedrohlich empfunden und erzeugt eine aufgeregte Integrationsdebatte. Ist die auch von den früheren Phasen unterscheidbar? Welche Muster gab es hier, welche Unterschiede in den Reaktionen der staatlichen und öffentlichen Akteure?

K: Das Kaiserreich zwingt sehr stark zur Assimilation. Wer um 1900 aus Polen oder Russland kommt, muss sich anpassen, hat nur in der Subkultur der Berg- und Hüttenarbeiter noch Möglichkeiten, eigenen soziokulturellen Prägungen zu folgen. Da passen die Milieus auch zueinander – mit Hausschlachtungen, Taubenzucht, Kneipe und viele anderen Dinge, auch mit Kirche, Schalke 04 und all den Sczepans, Kuzorras und Tilkowskis. Das ist Assimilation in einer Gesellschaft, die unglaublich hierarchisch und selbstbewusst ist, das Kaiserreich mit seiner nationalistischen Durchdringung der Dorf- und Stadtlandschaften, deren Straßen und Plätze programmatisch mit deutschen Geistes- und Kriegsheroen „verdenkmalt“ wurden.

T: *Preußifizierung heißt das bildungspolitisch. Wobei mich immer noch und vergleichend überrascht, mit welcher hohen Investitionen die Gemeinden z. B. im Bildungssystem diese Integration betreiben. Das sind aktive Investitionen in den Wohlfahrtsstaat.*

K: Ja, die Schulbauten, die erste Welle der Schwimmbäder und die Volksparks sind auch kennzeichnend. Migrantische Bewegungen bringen stets alle Themen und Probleme der Gesellschaft auf den Tisch. Die werden ihnen angelastet, aber in Wirklichkeit thematisieren sie wie in einem Brennglas jeweils nur die generellen Probleme. Für 1945 gilt da eine ganz andere Situation. Schelskys Befund zeigt ja, dass sich die Gesellschaft selbst noch nicht formiert hatte und sich nun daher „integriert“, wenn auch mit Schwierigkeiten. Eine gute Generation braucht es dann z. B., bis „Mischehen“ im städtischen Kontext unproblematisch sind, auf dem Dorfe noch länger.

T: *Wenn wir diese lange Linie ziehen über mehr als 100 Jahre. Wie erklärt der Ethnologe die konstante Neigung der Mehrheit der Bevölkerung, Deutschland nicht als Einwanderungsland zu sehen?*

K: Das hat mit Traumatisierungen des 19. Jahrhunderts zu tun. Wir haben in Deutschland eine gesellschaftspolitische Situation und eine Rechtskonstruktion, die bis weit über die Mitte des 19. Jahrhunderts das Heimatrecht als zentrales Versorgungsrecht definiert. Nur wer Dorfbürger oder Stadtbürger ist, hat die Möglichkeit zu Arbeit, Heirat, Notfallhospital und Friedhof, d. h. das Lokalbewusstsein ist für eine überwiegend bäuerliche und handwerkliche Gesellschaft zentral. Für sie sind der Boden, das Handwerk oder der Markt, also alle Ressourcen der lokalen Bevölkerung, nicht beliebig vermehrbare. Diese Rechtskonstruktion schafft auch starre Mentalitäten.

T: *Aber ist das nicht längst eine Mentalität und Praxis, die in einer globalisierten Welt keine Geltung und Präsenz mehr hat?*

K: Nein, wenn man so draufblickt, fragt man sich, wer wo und wie in Deutschland so etwas wie kosmopolitische Erfahrung machen konnte. Und diese Erfahrungen sind in der Tat relativ jung, weil wir seit höchstens zwei, drei Generationen in der Lage sind, bestimmte Lebensformen aktiv zu wählen und sie nicht einfach oktroyiert zu bekommen, nicht nur in sie hineingeboren zu sein.

T: *Erklärt das auch die aktuellen Integrationsprobleme?*

K: Einen Teil schon, denn wir haben heute einen unglaublichen Zuwachs an Individualität und Autonomie in den Lebensentwürfen, seit den 1970ern für immer größere Gruppen. Wir sind es gewohnt, Lebensumstände und Lebensstile für uns auszuwählen, und sie als unsere Identität und Freiheit zu betrachten. Auf der anderen Seite gibt es soziale Gruppen und Milieus, die diese Form der Freiheit für zu groß erachten, die mit ihr nicht umgehen können, die darin eine Bedrohung ihrer eigenen Lebensumstände

sehen: wie die Sozialmilieus um AfD und Pegida. Und dies ist nun nicht spezifisch für Deutschland, dass sich eher ländliche Regionen und eher ältere Generationen erstmals lauter zu Wort melden oder, wie bei Trump, sogar in der Lage sind, Wahlen zu entscheiden. Es ist eine neue Situation, dass sich die Gesellschaft offenbar zu weit überdehnt fühlt und sich nicht verständigen kann, weil ein Teil, der großstädtische und jüngere, diese Freiheit und Individualität als Lebensentwurf schätzt, und ein anderer Teil sich vor eben dieser Freiheit fürchtet. Autonomie ist eines der Schlüsselworte, das in der Tat noch debattiert werden muss: Wir sind uns nicht (mehr?) einig in unserem Gesellschaftsvertrag.

T: Wirklich so neu? Die ängstliche Wahrnehmung der Vielfalt von Milieus, von Lebensformen, von Praktiken des Alltags als „Krise“ bildet den Ausgangspunkt der Integrationsdebatte in den 1920ern. „Einheit“ wird zur Sehnsucht der Gesellschaft, der Staat zur Form – mit dem bekannt problematischen Ergebnis.

K: Das ist das, was wir in der Integrationsforschung diskutieren. Wir sagen deshalb, wenn Integrationskonzepte oder Integrationspolitik Sinn machen, dann nur als gesamtgesellschaftliches Thema, nicht als Integrationsaufgabe für und von Sondergruppen, sondern als gemeinsamer *contrat social*. Das bedeutet, dass wir in einer auseinanderdriftenden Welt der Lebensstile gemeinsame Schnittmengen haben müssen, auch zentripetale Kräfte brauchen, sonst brechen die Gesellschaften auseinander. Das ist in der Tat eine reale Bedrohung.

T: Wo sehen Sie die Einheitsformen, die den historisch bekannten Risiken entgehen?

K: Die Erfahrung der letzten Jahre zeigt, dass wir gerade in den Städten – Nachbarschaften, Kieze, Zivilinitiativen, Bewegungen – inzwischen Mehrheiten haben, die sich engagieren. Das ist keine kurzlebige, sondern stabile Willkommenskultur. Die andere Gruppe der Kosmopoliten ohne bürgerschaftliche Bindung ist eher die reale Bedrohung – wie der Ausverkauf der Londoner oder Pariser Innenstadt zeigt. Und natürlich auch die Verteidiger der „nationalen Zonen“.

T: Wenn Integration quasi eine Ebene tiefer funktioniert, braucht man dann überhaupt die gesamtgesellschaftliche Ebene? Kann man die sinnvoll identifizieren, außer mit den emphatischen Formeln, dass wir alle Verfassungspatrioten sein sollen?

K: Ich glaube schon, weil wir, unterhalb des Grundgesetzes und auch unterhalb des Verfassungspatriotismus, eigentlich eine Gesellschaft der Lebensstile sind. Wir integrieren uns in Lebensstilen ...

T: Aber integriert im Plural, ist das nicht eine Illusion über die Möglichkeiten von Vielfalt?

K: Lebensstile überschneiden sich an ihren Rändern, und die Schnittmengen ergeben so etwas wie „Gesellschaft“. Eine zentrale Schnittmenge ist heute urbane Identität: Die Städte sind nicht nur Arbeits- und Verkehrswelten, sondern erfahrbar und gestaltbar als Lebenswelt und deshalb hochattraktiv. Fast jede Stadt hat diese T-Shirts „I love Bottrop“ und ihre Hymnen, inszeniert sich damit als Marke und identitäre Praxis. Und das schafft emotionale und symbolische Identifikation.

T: *Worin unterscheiden sich diese vielfältigen und zugleich integrierten Milieus und Kulturen von dem negativ besetzten Begriff der „Parallelgesellschaften“?*

K: „Parallelgesellschaften“ sind in meiner Vorstellung soziale Milieus, die sich nicht nur nach der Mentalität oder über einzelne Praktiken distant zur Gesellschaft verhalten, sondern in Räumen leben, in denen keine strukturelle Integration stattfindet: entlang allgemeiner Normen, Gesetze, Institutionen. Das beobachte ich gegenwärtig nur oben in der Gesellschaft, kaum unten. Gerade auch Hartz IV-Empfänger oder Geflüchtete müssen sich in rechtliche Räume und ökonomische Funktionen integrieren. Oben jedoch zeigt sich eine klare Tendenz der Desintegration von wohlhabenden Milieus, bei deren biografischer Prägung in Privatkindergärten, -schulen, -universitäten und in exklusiven Erben- und Kapitalgemeinschaften offenbar die Gesetze und Regeln der Allgemeinheit immer weniger gelten.

T: *Da formulieren Sie eine überraschende, bisher wohl kaum mehrheitsfähige Perspektive ...*

K: Zentral ist eben die Frage, wie wir Gesellschaft betrachten. Die herkömmliche Perspektive, gerade in Deutschland und von der Wissenschaft wesentlich vorbereitet, ist die Differenzperspektive. Wir definieren uns über Unterschiede, und wir grenzen ein und aus entlang von Unterschieden, Distinktionen. Die andere Perspektive wäre die Konvergenzperspektive. Nicht, was unterscheidet uns, sondern was verbindet uns, das ist die Perspektive der Zivilgesellschaft, die der Ethnologe gegenwärtig wachsen sieht. In großen Fragen wie Ökologie und Naturschutz, Bildungs- und Verteilungsgerechtigkeit wie in kleinen Alltagssituationen – etwa mit Flüchtlingen, die im Blick auf Familie und Freunde, auf Smartphone und Musik oft ganz ähnlich ticken wie die, die sie zivilgesellschaftlich betreuen.

T: *Das will ich nicht bestreiten, aber – in Anlehnung an Wilhelm von Humboldt – „es gibt Kenntnisse, die müssen notwendig allgemein sein“, d. h. die Erwartung ist doch legitim, dass eine basale Kommunikationsfähigkeit in der Gesellschaft gesichert werden muss, die aber auch die Grenzen überschreitet, die das Milieu setzt. Das kann man Grundbildung nennen, die kollektiv und individuell notwendigen Prämissen für Kommunikation, die wir teilen und beherrschen müssen.*

K: Das eben macht die Zivilgesellschaft im Moment tausendmal besser als die Schule, weil die Zivilgesellschaft in Alltage integriert, weil sie soziale und kulturelle Mischungen herstellt, weil sie in Kontakt- und Kommunikationsfelder integriert.

T: *Jetzt muss ich die Schule verteidigen, denn die macht es auch, auf dem Schulhof und nicht nur im Klassenzimmer.*

K: Ja, aber der Schulhof hat doch oft enge Grenzen und schließt die Umfeldler zu wenig ein. Im Moment sagen uns alle Helferinnen und Helfer, dass die drei K wunderbar funktionieren: Kommunikation, Kochen, Kicken. Das sind die Elemente, die als praktisches Integrationsprogramm hier und jetzt stattfinden, während Arbeit oder Wohnen oft erst nach Jahren gefunden werden. Und in diesen Alltagsfeldern entsteht dann auch so etwas wie Universalien, kommunikativ und interaktiv. Die Geschmäcker, Verhaltensregeln, Respektformen und Geschlechterverhältnisse werden permanent neu ausgehandelt.

T: *Das ist dem Bildungsforscher nicht fremd, denn da kommuniziert man auch, dass es sich lohnt, die Schule zu besuchen, vielleicht sogar Abitur zu machen, dass man unterschiedliche Karrieren konstruieren kann, und dass Lernen einen eigenen Wert hat, der sich auch in dieser Gesellschaft auszahlt. Wir haben ja zahlreiche Befunde über eine häufig ignorierte Konvergenz in den Bildungsperspektiven und Lebensmodellen zwischen den ganz unterschiedlichen Milieus.*

K: Es wäre der Pädagogik auch dringend anzuraten, noch stärker die Geschichte der Migration zu verfolgen. Sie belegt, dass die Bildungsanstrengungen der Zuwanderer überproportional größer sind als die der Einheimischen. Das gilt mit einer Ausnahme, und zwar der der anatolischen Zuwanderung in Deutschland, bei der auch Gruppen kamen, die Bildungschancen nicht einmal aus der Ferne kannten und in denen alte Rollen und Rituale für die Elterngeneration die einzige Garantie schienen, ihre Autorität zu bewahren: der Vater lernt selbst kein Deutsch und hält deshalb auch seine Töchter und seine Frau von Bildung fern.

T: ... *die Analphabetin ist?*

K: Das wird bis heute ständig zitiert und seit Sarrazin gern verallgemeinert, obwohl das selbst in der Phase der 1980er und 90er Jahre nur eine kleine Minderheit betraf.

T: *Disziplinen unterscheiden sich offenbar deutlich in der Wahrnehmung dieser Situation, im Blick auf Differenzen oder Konvergenzen. Die Pädagogik ignoriert aus Ihrer Sicht zu sehr die zivilgesellschaftlichen und milieubedingten Prozesse, fixiert sich auf die eigene Institution und entwickelt einen problematisch verengten Blick, „Migrationshintergrund“ als Generalklausel. Aber es gibt auch innerhalb der Ethnologie Differenzen, man kann sie sogar in Berlin personalisieren. Ruud Koopmans beschreibt eine andere Welt der Migranten zwischen Amsterdam und Berlin. Was ist mit seinen Befunden?*

K: Ja, es gibt da ganz unterschiedliche Perspektiven, die zu einem großen Teil auch noch nicht wirklich thematisiert sind. Die Auseinandersetzung wird bald darum gehen müssen, welches die richtigen Fragen, die richtigen Kategorien und die richtigen Daten sein sollen, um „Wirklichkeit“ als vielfältige und differente Erfahrung abzubilden. Das ist allen Beteiligten klar, und das wünschen sie sich auch. Und das ist zugleich natürlich immer noch Ausfluss eines Wissenschaftshorizonts, der in fast allen Fächern methodisch wie theoretisch noch „disziplinäres“ und „nationales“ Denken präferiert.

T: *Welche anderen Referenzen und Kriterien gibt es? „Globalität“ ist doch auch nur ein Schlagwort.*

K: Ich glaube, wir müssen viel stärker auf Prozesse, auf Milieus und auf Kontexte – wissenschaftlich wie politisch – orientiert sein. Die erste Erkenntnis unserer Arbeit ist: Flüchtlinge entfernen sich von ihrer Heimat zunächst möglichst wenig. Diese räumliche Konstante kann man in allen Fluchtbewegungen nachweisen. Wenn wir also den Krisenraum um den Krieg in Syrien herum vernünftig strukturieren und finanzieren, ist das ein Motiv für die Menschen, zu bleiben. Sie wollen zurückgehen, sie wollen nicht weggehen. Die zweite zentrale Erkenntnis ist: Migration ist kein Prozess von A nach B, sondern ein Prozess zum Teil in Gegenbewegungen, zum Teil in Etappen ...

T: *Was heißt Gegenbewegungen?*

K: Gegenbewegungen heißt, dass auch regionale Ausweichräume gesucht werden und Rückwanderung praktiziert wird. 2016 z. B. sind zum ersten Mal mehr Menschen aus den USA nach Mexiko gegangen als aus Mexiko gekommen.

T: *Gilt das für Europa auch?*

K: Das gilt für Europa in anderen Dimensionen, denn da gibt es nicht nur eine Grenze. Und es geschieht in anderen Rhythmen und Dynamiken. Die polnische Wanderung z. B. bewegt sich kontinuierlich zwischen Polen, London, Berlin und Paris. Mit viel Varianz und Flexibilität – gerade nach dem Brexit. Es gibt jetzt Leute, die waren in London, leben jetzt wieder in Stettin, weil das eine wachsende Stadt ist, und pendeln nach Berlin, wo sie bei einem Start Up arbeiten. Es entwickeln sich ständig neue räumliche Bindungen und soziale Lebensformen „in“ der Migration. Und wir müssen die Forschung daran orientieren und fragen, welche typischen Modelle und signifikanten Praktiken sich da entwickeln. Das ist eine Vielfalt von Formen, die unsere älteren Datenstrukturen oft nicht mehr abbilden.

T: *Wenn ich mir Kinder und Jugendliche vorstelle, die in solchen flexiblen, offenen, mobilen Prozessen leben, wie sollen die kulturelle Kompetenz erwerben?*

K: Sie entwickeln ihre eigenen Kompetenzen. Die erste Spähergruppe, die bei jeder Wanderung losgeschickt wird, sind die jungen Männer, nicht die ganze Familie. Diese jungen Männer sollen klären, wie die Situation ist, ob es ein sicherer Ort ist, wenn die Familie weitermuss. Sie sind Späher, aber nicht unbedingt im Sinne von Quartiermachern. Denn ihre andere Aufgabe ist es, die Gelder, die familiär in sie investiert worden sind – bei den syrischen Flüchtlingen ungefähr 7000 Euro pro Kopf – über Sozialhilfe, Jobs oder den Schwarzmarkt zurückzutransferieren. Das bringt die jungen Männer in Dilemmata aller Art. Wenn sie an die Familie denken, müssen sie eventuell illegal Arbeit annehmen, um das Geld schicken zu können. Dann hilft eine Lehre wenig, weil frühestens nach viereinhalb Jahren Geld im Flüchtlingslager ankommt. Auch deswegen haben wir zum Teil eine hohe Abbruchquote bei Lehrlingen. Das zweite Problem: Wenn diese jungen Männer allein bleiben, bleiben sie junge Männer, erst mit Familienanschluss werden sie wieder Söhne. Das einfachste Integrationskonzept – die deutsche Familie, wie sie im 19. Jahrhundert heiliggesprochen wurde – benutzen wir aber nicht, wenn es um Flüchtlinge geht. Die Verhinderung von Familiennachzug ist insofern integrationspolitisch so ziemlich die dümmste Maßnahme.

T: *Was kann das Bildungssystem in dieser Situation dann überhaupt leisten?*

K: Das Bildungssystem kann sehr viel leisten, wenn es etwa diese moralische Schiefelage mit bedenkt, in der sich diese jungen Männer befinden. Wenn es nicht nur den wohlfeilen Rat gibt: Du kannst dich qualifizieren, dein Leben neu entwerfen, wenn du dich bildest und mit unserer Ausbildung in den Beruf gehst. Dann fragt sich der junge Mann: Und was machen meine Eltern und meine Geschwister in den acht bis zehn Jahren? Wenn das nicht mitbedacht wird – und da geht es nicht um Religion, sondern um familiäre Loyalität, die bei der Flucht noch einmal extrem gestärkt wird – dann bleibt die Flucht als Überlebenskampf dominant und traumatisch.

T: *Gibt es da Differenzen zwischen den unterschiedlichen Herkunftsländern?*

K: Den größten Unterschied macht wohl urbane oder ländliche Herkunft aus. In urbanen Regionen entwickeln sich fast überall längst Individualisierungsprozesse, die unseren ähneln. Dennoch: Wenn jemand in Leipzig nicht mit seinen Eltern zurechtkommt, dann geht er nach Düsseldorf und weiß, dass seine Eltern deshalb nicht durch den Sozialrost fallen. Das gilt für Flüchtlinge so eben nicht. Die Entscheidung für individuelle Bildung und Lebensstil muss in eine viel schwierigere Balance gebracht werden, vor allem im Blick auf Verpflichtungen gegenüber der Familie und Verwandtschaft. Gerade bei den Zuwanderungen aus ländlichen Regionen gilt meist diese absolute familiäre Solidarität. Kinder opfern alles, um den Eltern jetzt zu helfen. Und das gilt eben leider oft auch für ihre Bildungsanstrengungen.

T: *Wenn ich das aus einer erziehungswissenschaftlichen Perspektive zuspitze, dann argumentieren Sie durchgehend bildungstheoretisch und nicht pädagogisch. Sie ver-*

suchen, die Akteure in ihren Handlungsmustern zu verstehen, so, wie sie kurz- und langfristige ihre Welten konstruieren. Der problematische Effekt dabei ist, dass der daraus folgende Ratschlag an die staatlichen, administrativen, politischen, pädagogischen Akteure paradox ist, zumindest schwierig. Denn man sagt ihnen, dass sie gar nicht die Herren der Verfahren sind, weder mit ihrer Problemwahrnehmung noch mit ihren Maßnahmen.

K: Ja, das ist so. Deshalb sollten wir eben darüber nachdenken, ob wir in der Wissenschaft überhaupt die richtigen Fragen stellen, ob wir noch die richtigen Daten haben. Ob wir nicht gerade im Migrationsfeld seit 30 Jahren Studien bezahlen, die alte Parameter deshalb weiter verwalten müssen, weil sie nur dafür Forschungsgeld bekommen, weil die Politik eben nichts weniger gerne tut als um- und neu zu denken. Denn wenn wir das tun, ändern sich eben auch unsere Anforderungen an und Empfehlungen für Politik und Administration. Dann müssten sich etwa in vielen Bereichen auf nationaler wie kommunaler Ebene auch Ressortzuschnitte, administratives Denken und politisches Argumentieren verändern. – Und dann: siehe oben!

T: *Das sind große Strukturveränderungen, in den Erfolgsaussichten relativ vage. Dringend sind aber die konkreten Integrationsprobleme.*

K: Wir haben in unserer Arbeit und Forschungspraxis zwei ganz eindeutige Erfahrungen gemacht: Zunächst, die größten Integrationsaufgaben stellen sich zurzeit zwar im Bereich von Geflüchteten, aber nur zahlenmäßig. Sie sind der Aufgabe nach völlig gleichartig mit der Integration der übrigen Gesellschaft. Probleme mit Sprache und Wissen etwa, mit Büchern und Computer treten überall auf. Durch die Flüchtlinge werden sie manifest und besonders dringlich. Zweitens gilt: Integration von Gesellschaft gelingt nur vor Ort, nur lokal und kommunal. Und sie gelingt nur dort, wo sich die Politik vorn hinstellt und sagt: Ja, wir wollen diese Gesellschaft, hier, bei uns! – Wo auch die Administration bereit ist, flexibel zu reagieren. – Und wo sie der Zivilgesellschaft auf Augenhöhe begegnet. – Nur da funktioniert lokale Integration.

T: *Welche Empfehlung an die politischen und administrativen Akteure resultiert daraus?*

K: Die untere Ebene muss flexibilisiert werden und gut ausgestattet sein. Und die obere Ebene sollte sich zurückhalten mit Obergrenzen und Besserwisseri. Sie sollten nur die Weichen so stellen, dass sie die Orte und Menschen, die sich um Flucht und Integration kümmern, nicht behindern und entmutigen – und das ist im Moment eine große Gefahr –, sondern unterstützen und ermutigen. Die Wissenschaft und Schule sollten dabei helfen.

Abstract: In this interview the current, so-called 'refugee crisis' is placed in the historical context of migration processes since the late 19th century up until the present day, discussed in its specific status and interpreted as a constant part of general social integration problems in the face of inequality. The dominant role of social milieus for success or failure of integration is stressed and valued as more important than the possibilities of the education system and educational work.

Keywords: Migration, Integration Politics, Social Division, Cosmopolitanism, Lifestyles

Anschrift des Autors

Prof. i. R. Dr. Wolfgang Kaschuba, Humboldt-Universität zu Berlin,
Direktor des Berliner Institutes für empirische Integrations- und Migrationsforschung (BIM),
Lausitzer Str. 25, 10999 Berlin, Deutschland
E-Mail: kaschuba@kaschuba.com